



MIRIAM KONZLI

Warum Privatschulen so beliebt sind

In einigen Regionen macht bereits jedes zehnte Kind einen Bogen um die Volksschule. Die Zahl der Privatschulen steigt jährlich. Was macht sie erfolgreich?

Unterstützung um jeden Preis

Privatschulen boomen. In den Wirtschaftszentren der Schweiz ist die Zahl der privat unterrichteten Schüler stark angestiegen. Warum sind so viele Eltern bereit, die kostenlose Volksschule links liegen zu lassen? **Von René Donzé**

Der Auerhahn hängt seit Generationen im Treppenhaus der Buchmannschule. «Das ist unser Hausgeist», scherzt Rektorin Katia Mettler und zeigt auf das ausgestopfte Tier. Die ehemalige Fabrikantenvilla am Zürichberg erinnert ein wenig an die Zauberschule Hogwarts von Harry Potter: Die rechteckig angeordnete Treppe mit massivem Geländer, getäferte Wände und ein Parkettboden, der bis vor zwanzig Jahren nur in Pantoffeln betreten werden durfte. Im Neubau sind moderne Zimmer unter anderem für Informatik und Biologie untergebracht. In einem projiziert der Beamer Prüfungsaufgaben auf die Leinwand, die Schüler der sechsten Gymiklasse versuchen sie zu lösen. «Sie bereiten sich gerade auf die schweizerischen Maturitätsprüfungen vor», sagt Mettler. Am Schluss halten je nach Jahrgang rund neunzig Prozent das begehrte Zeugnis in der Hand.

Die Buchmannschule wurde 1954 vom Ehepaar Buchmann gegründet mit dem Ziel, dass auch Schüler den Weg zur Matur finden, die dem Druck der öffent-

lichen Gymnasien nicht standhalten. Im Geiste der Reformpädagogik stellt sie die Beziehung zum Schüler in den Mittelpunkt. «Wir geben den Schülern Zeit, sich zu entwickeln», sagt Mettler. Statt Aufnahmeprüfung und Probezeit gibt es vier Zeugnisse pro Jahr, intensive Gespräche mit Schülern und Eltern und eine genauso intensive Betreuung. «Es entgeht uns kein Schüler», sagt die Rektorin. Was nach althergebrachter Pädagogik tönt, ist aktueller denn je. Viele Eltern wünschen sich mehr Unterstützung, mehr Kontrolle, mehr Leistungsorientierung.

Vorurteile und Ehrgeiz

Das legt jedenfalls ein Blick in die Statistik nahe. In den letzten zwei Jahren sind im Kanton Zürich private Institute aus dem Boden geschossen wie noch nie. Allein seit der Jahrtausendwende wurden 120 neue Schulen bewilligt, der Anteil Privatschüler erhöhte sich in dieser Zeit von 3,7 auf 6,4 Prozent. In der ganzen Schweiz ist der Anteil zwar nur von 3,4 auf 4,6 gewachsen, doch gibt es auch weitere Boomregionen wie die Kantone Waadt, Genf und Basel-Landschaft. An der Spitze steht Zug mit einem Wachs-

tum von 3,9 auf 11 Prozent (siehe Grafik). Gezählt werden Schüler nach Schulort und nicht nach Wohnkanton. Besonders beliebt sind zweisprachige Schulen und solche, die auf die Matur oder einen internationalen Abschluss vorbereiten.

Das kommt nicht von ungefähr. Ein Grossteil des Wachstums lässt sich mit dem Zuzug von gut gebildeten Ausländern erklären sowie mit Expats, die nur vorübergehend in der Schweiz arbeiten. Sie haben verschiedene Gründe, aus denen sie Kinder nicht an der Volksschule anmelden. «Gerade bei Ausländern aus angelsächsischen Gebieten besteht oftmals ein Vorurteil bezüglich der Qualität der öffentlichen Schule, da diese in ihren Herkunftsländern einen schlechten Ruf genießt», sagt der Zuger Bildungsdirektor Stephan Schleiss. In seinem Kanton ist mehr als die Hälfte des Wachstums auf die beiden internationalen Schulen zurückzuführen. Das hat auch damit zu tun, dass viele Expats für ihre Kinder eine Bildung wünschen, die sich nahtlos weiterführen lässt, wenn sie in ein anderes Land weiterziehen. Jene Ausländer, die hier bleiben wollen, schicken Kinder oftmals auch wegen der tie-



Stundenplan auf Englisch und Deutsch: Die «International Bilingual School Terra Nova» an der Zürcher Goldküste.

fen Schweizer Gymnasialquote an eine Privatschule. Sie wollen für ihr Kind um jeden Preis einen Mittelschulabschluss, weil sie nichts anderes kennen.

Es sind aber längst nicht nur Expats und Zugewanderte, die viel Geld in das Projekt Kind investieren, sondern auch Schweizer. In der International Bilingual School Terra Nova an der Zürcher Goldküste kommt gut die Hälfte der 115 Kindergarten- und Primarschul-Kinder aus Schweizer Familien. «Ich habe eine gute Elternschaft», sagt Schulleiterin Elizabeth Suter. Sie meint damit Eltern, die sich für die Fortschritte ihrer Kinder interessieren und über alles informiert sein wollen. «Sie sind selber gut gebildet

Übersicht

Schulen für alle Bedürfnisse

Die Schweizer Privatschulen decken zahlreiche pädagogische Konzepte oder Weltanschauungen ab. Für den kleineren Geldbeutel wird allerdings wenig geboten. **Von Katharina Bracher**

Die Konfessionellen

Die Bandbreite der Schulen mit weltanschaulicher Ausrichtung reicht von der Schule A bis Z der Siebenten-Tags-Adventisten, an der das Gebet auf dem täglichen Stundenplan einen Fixpunkt darstellt (siehe Artikel auf Seite 8), bis zu den freien katholischen Schulen, wo der religiöse Gründungsgedanke nur noch in der Deklaration «christlich-humanistische Werte» im Leitbild erkennbar ist.

Schulen mit religiösen Schwerpunkten sind grundsätzlich erlaubt - Religionsschulen dagegen nicht (siehe Artikel auf Seite 11). Bei vier von neun jüdischen Privatschulen in Zürich stellte der Kanton 2016 Abweichungen vom Lehrplan fest und erliess Auflagen mit grosszügigen Übergangsfristen. Grundtenor: Solange die Lehrer gemäss Schweizer Richtlinien qualifiziert und Französisch und Sport, sowie alle anderen Fächer des offiziellen Kanons unterrichten, darf auch intensives Bibelstudium im Unterricht Platz haben. Jüngst von der Bild-

fläche der Privatschullandschaft verschwunden, ist die einst stark wachsende Schule Sera, die nach dem säkularen Bildungsideal des türkischen Geistlichen Fetullah Gülen geführt wurde. Nach dem Putschversuch 2016 in der Türkei meldeten die meisten Eltern ihre Kinder aus Angst vor Repressalien durch den türkischen Staat vom Unterricht ab. Die Schule musste ein Jahr später mangels Schüler schliessen.

Je nach Finanzierungsgrundlage bieten konfessionelle Schulen abgestufte Tarife an. Wer sein Kind zum Beispiel auf eine freie katholische Schule schickt und Steuern in einer der Schule angeschlossenen Kirchengemeinde bezahlt, profitiert von einem reduzierten, nach Einkommen abgestuften Ansatz.

Die Edlen

Die Schweiz beherbergt ein paar der teuersten Internate der Welt. Darunter das hochalpine Institut Ftan, das Château du Rosey in Rolle oder das Institut Rosen-

berg in St. Gallen. Das Schulgeld (bis zu 80 000 Franken pro Jahr) sorgt dafür, dass die Töchter und Söhne dieser globalen Bildungselite mehrheitlich unter sich bleiben. Einige Internate wie das Lyceum Alpinum Zuoz bieten allerdings auch Tagesschulen für einheimische Schüler an. In der Westschweiz haben sogenannte «Finishing Schools» Tradition. Dort schickten die Reichen einst ihre Töchter hin, um ihnen artiges Benehmen, Konversation und Gastgeberinnenkünste beibringen zu lassen. Eines der letzten Institute dieser Art ist die Villa Pierrefeu in Gliion (VD) bei Montreux.

Die Internationalen

Privatschulen dieses Typs befinden sich in der Agglomeration grosser Wirtschaftsräume. Ob in der Region Schulen angesiedelt sind, die ein angelsächsisches Programm anbieten und auf Englisch unterrichten, ist ein wichtiges Kriterium für die Standortwahl von ausländischen Unternehmen geworden. Schulen,

die das internationale Baccalaureat anbieten, führen lange Wartelisten. Eine wachsende Zahl internationaler Schulen haben sogenannte «First Language»-Programme im Curriculum, in denen der Unterricht in der jeweiligen Muttersprache angeboten wird. An der International School of Zug and Luzern zum Beispiel werden fünfzehn Unterrichtssprachen angeboten. Das Schulgeld beträgt bis zu 40 000 Franken. Seit 2014 verbietet der Kanton Zürich Schweizer Staatsbürgern den Besuch einer internationalen Schule, wenn dort nicht nach dem kantonalen Lehrplan unterrichtet wird.

Die Alternativen

Neben den konfessionellen Einrichtungen hat diese Kategorie den Privatschulen Ende des 19. Jahrhunderts starken Auftrieb gegeben: Angefangen bei Landerziehungsheimen, vom Grundgedanken her den heutigen Waldkindergärten nicht unähnlich, über Montessori- und Rudolf-Steiner-Schulen, begannen sich diese

reformpädagogischen Einrichtungen um 1900 in der Schweiz zu etablieren. Hinzugekommen sind später die Schulen im Geiste der 1968er Bewegung. Darunter die Summerhill und die demokratischen Schulen nach Sudbury (siehe Artikel Seite 6). Mehr Selbstbestimmung und Eigenverantwortung, weniger Zwang und Verschulung - dafür mehr Nähe zur Natur und Altersdurchmischung: Die Merkmale der damals revolutionären pädagogischen Konzepte haben zumindest teilweise Eingang in die heutige Volksschule gefunden.

Die Begabten

Ein noch kleines, aber wachsendes Segment sind Schulen für Kinder und Jugendliche, die viel Zeit brauchen, um ein besonderes sportliches oder musikalisches Talent zu entwickeln. Die Schule Cantaleum in Zürich oder die Schule Lernraum beispielsweise bieten speziell abgestimmte, individuelle Lehrpläne für musisch begabte Schüler an.



und wollen, dass ihre Kinder etwas erreichen.» Oft stellten sie bereits bei Kindergartenkindern die Frage, ob es fürs Gymnasium reiche. «Der Druck ist gross auf dieser Seeseite», sagt Suter.

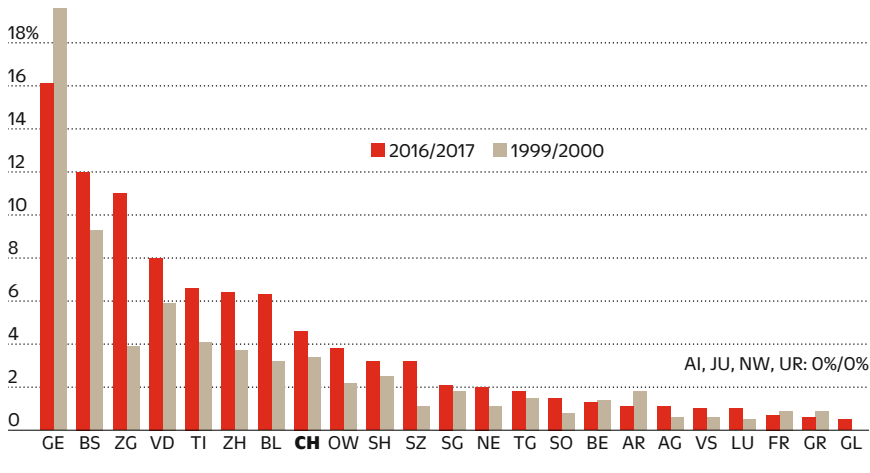
Nicht immer reicht es im ersten Anlauf, doch über kurz oder lang schaffen es mindestens 80 Prozent zur Matur. «Wir bringen jedes Kind so weit wie möglich», sagt Suter. Sie baut das Angebot sukzessive aus. Erst kürzlich nahm eine Heilpädagogin ihre Arbeit auf. Bald werden eine siebte und eine achte Klasse eingeführt. «Wir unterstützen das Kind, ohne es zu überfordern», sagt Suter. Beim Rundgang durch den ehemaligen Gewerbebau spricht sie die Kinder bald auf Deutsch, bald auf Englisch an. Diese geben in beiden Sprachen perfekte und anständige Antworten. Suter würdigt da ein paar Bastelarbeiten, fragt dort nach der Summe der Winkel im Dreieck, erkundigt sich bei einer Lehrerin nach dem Verhalten eines schwierigen Schülers und ärgert sich vor dem Hauseingang über Krümel, die am Boden liegen. Sie sieht alles, kennt alle. «Nothing slips through the cracks», sagt die Schulleiterin mit amerikanischen Wurzeln. «Weil wir unsere Schülerinnen und Schüler eng begleiten.»

Benimmschulen der neuen Art

Die neuen Privatschulen mit ihrer internationalen Ausrichtung und ihrer Leistungsorientierung sind eine Art Reinkarnation der alten Klosterschulen und Internate in moderner Form. Im Fokus stehen Anstand und Karriere. Der grosse Unterschied ist, dass die Eltern heute viel näher dran sind, während sie früher alles an die Internate delegierten. Dazwischen stand die Epoche der alternativen, reformpädagogischen und ideologisch geprägten Schulen, wie etwa jene von Rudolf Steiner oder Maria Montessori. Wenige haben diesen Wandel so hautnah miterlebt wie Maja Studer-Gujer. Sie führt in dritter Generation eine «Agentur für Privatschulen», die Eltern bei der Wahl der richtigen Schule unterstützt. Ihr Grossvater Paul Meier begann in den 1940er Jahren mit der Vermittlung von Internatsplätzen für Kinder aus dem In- und Ausland. «Sehr beliebt waren Benimmschulen für Töchter aus gutem Haus», sagt Studer. «Das gehörte in gewissen Schichten damals zum guten Ton», sagt Studer. Meier war quasi als

Boom in den Wirtschaftszentren

Vergleich der Privatschüler-Anteile in den Kantonen



Handelsreisender unterwegs von Schule zu Schule und zu den Familien. Später hatte er seinen Arbeitsplatz im Verkehrsbüro am Zürcher Hauptbahnhof.

Heute empfängt Maja Studer-Gujer ihre Kundschaft in einem modernen, grossen Büro in Kloten: Rund 60 Prozent sind Schweizer, 20 Prozent binationale Paare, und bei 20 Prozent kommen beide Eltern aus dem Ausland. Sie korrigiert das Bild der rein karriere- und erfolgsorientierten Eltern. Oft suchten sie für ihre Kinder eine private Lösung, weil diese in der Volksschule unterfordert oder überfordert seien. «Viele bemängeln eine Nivellierung», sagt sie. Oft wollten sie ihre Kinder auch vor Mobbing durch Mitschüler schützen. Vor allem bei den jüngeren Kindern stünden solche Themen im Vordergrund. «Später geht es dann um die Frage nach der passenden Stufe», sagt sie: Gehört mein Kind ins Gymi? Soll es eine Zusatzschleife in einer privaten sechsten Klasse nehmen? Schafft es die Probezeit, oder umgehen wir diese mit einer privaten Lösung? Auf Sekundarstufe prägen Prüfungsdruck, Berufsvorbereitung und Pubertät die Diskussionen über die richtige Privatschule. «Das Angebot ist breiter geworden», sagt Studer. «Die altehrwürdige Volksschule hat viel Konkurrenz erhalten.»

Bis gegen 30 000 Franken bezahlen Eltern je nach Schule pro Jahr für ein pas-



Privatschulen werden oft frequentiert von Kindern, deren Eltern mehr aus ihnen herausholen wollen.

sendes Angebot. Und es sind nicht bloss Gutbetuchte, wie seitens der Privatschulen gesagt wird. Nicht selten arbeiten beide Elternteile, damit ihre Kinder in eine Privatschule gehen können. Bildungsexperte Carl Bossard sagt, der Run auf die Privatschulen sei auch ein Zeichen des Misstrauens gegenüber einer Volksschule, die vor lauter Bürokratie, Reformhektik und Maximierung der Integration den Kernauftrag aus den Augen verloren habe. Bossard ist Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Zug und heute als Schulberater tätig. «Die öffentliche Schule müsste intensiv auf effektives Lernen und systematisches Üben setzen», sagt er. «Bildungsaffine Eltern vermissen das und ziehen Konsequenzen.»

Flucht aus der Volksschule

Sie flüchteten aus einem Schulsystem, in dem die Hälfte der Sechstklässler in Deutsch den Anforderungen der Sekundarstufe nur knapp genügen, wie eine Studie der Universität Zürich mit 1500 Schülern zeige. Mindestens 15 Prozent der Jugendlichen verliessen die Schule als funktionale Analphabeten, sagt er. Hinter dem Privatschulboom stecke die elterliche Angst vor Statusverlust und vor einer unsicheren Zukunft der Kinder. In den Privatschulen finden sie kleinere und homogenere Klassen mit weniger verhaltensauffälligen Schülern und meist klarer Ausrichtung auf Inhalt und Leistung. «Privatschulen werden oft frequentiert von Kindern, deren Eltern mehr aus ihnen herausholen wollen.» Diese Entwicklung bereite ihm einige Sorgen. Das Portemonnaie dürfe nicht über die Bildung der Kinder entscheiden, betont Bossard.

In der zweisprachigen Schule Terra Nova in Küsnacht werden Schulbildung und Erziehung massgeschneidert angeboten und laufend optimiert. Dass es für dieses pädagogische Konzept einen wachsenden Markt gibt, haben mittlerweile auch Unternehmer gemerkt. So wurde die einst privat gegründete Terra Nova vor zwei Jahren von der Basler Academia Group Switzerland AG übernommen. Das Unternehmen zählt inzwischen zu den grössten Bildungsanbietern der Schweiz und hat unter anderem Sprachkurse, Sprachreisen, Nachhilfe, Prüfungsvorbereitung, Kinderbetreuung

Geometrie-Unterricht an der Schule Terra Nova. Rund die Hälfte der Schüler stammt aus Schweizer Familien.

und Integrationsprogramme in ihrem Portfolio. In der Region Basel führt die Academia Group drei Privatschulen, und mit der Terra Nova hat sie nun nach Zürich expandiert. Innert fünf Jahren verdoppelte die Gruppe die Schülerzahl in ihren Tagesschulen auf heute über dreihundert. Die Academia Group will nach Angaben der Pressestelle weiter wachsen, mit dem Ziel, «in der ganzen Schweiz als verlässlicher, qualitativ hochstehender Bildungspartner» wahrgenommen zu werden. «Dies wird wiederum auch zu weiterem, substanziellem Umsatzwachstum führen.»

Dem Wachstum scheinen aber Grenzen gesetzt, oder dann muss es auf Kosten anderer geschehen - zumindest dort, wo der Anteil der Privatschüler bereits heute schon hoch ist. So stagniert die Privatschülerquote in der Stadt Basel, wo es aufgrund der Grenznähe und der Pharmaindustrie viele gutgebildete Zuwanderer gibt, in den letzten Jahren bei etwa 12 Prozent. «Es findet ein Mentalitätswandel statt», sagt Ulrich Maier, Leiter Mittelschulen und Berufsbildung bei der Basler Bildungsverwaltung. Langsam würden sich ausländische Eltern vermehrt der Staatsschule zuwenden. Zum einen aus finanziellen Gründen: Arbeitgeber sind nicht mehr so grosszügig in der Finanzierung privater Schulung für Expat-Kinder. Nur noch Top-Kader profitieren von solchen finanziellen Anreizen. Zum anderen aber wünschen Eltern zunehmend, dass ihre Kinder nicht in einer Parallelwelt aufwachsen: «Sie wollen, dass ihre Kinder besser integriert werden», sagt Maier.

Ähnliches stellt auch der Zuger Bildungsdirektor Stephan Schleiss fest. Schülerinnen und Schüler wechselten in steigender Zahl aus privaten an die öffentlichen Schulen: «Wenn Ausländer mit den lokalen Gegebenheiten vertrauter werden, erkennen viele, dass wir hier ein sehr gutes öffentliches Bildungssystem anbieten.» In Zuger Nobelort Walchwil etwa, der über viele Jahre den höchsten Anteil an Privatschülern hatte, ist die Privatschüler-Quote von knapp 27 auf 17 Prozent gesunken.

«Sie, wie schreibt man <Gott?»

An der konfessionellen Privatschule A bis Z vermittelt und lebt man «christliche Werte». Dazu gehört auch das tägliche Gebet. **Von Regula Freuler**

Luca streckt der Lehrerin sein Heft entgegen: «Sie, Frau Kübler, wie schreibt man <Gott?» Der Achtjährige zeichnete die Geschichte aus dem Markus-Evangelium, die Simea Kübler der Klasse vorhin erzählt hat. Zu den Figuren hat er die Namen geschrieben, bei Jesus steht «Got». «Mit zwei <G>», korrigiert die Lehrerin und lobt den Buben für sein Bild.

In der Privatschule A bis Z gehört Bibelkunde zum Stundenplan, morgens wird vor dem Unterricht gebetet, die Schöpfungsgeschichte wird ebenso gelehrt wie die Evolutionstheorie. Die Schule befindet sich im Zentrum Wolfswinkel in Affoltern, im Stadtkreis II von Zürich. An diesem grauen Novembermorgen fällt das rote Gebäude im Quartier besonders auf. Die protestantische Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten hat es vor zehn Jahren bauen lassen. Im Untergeschoss trifft sich die Gemeinde zu religiösen Anlässen, die übrigen Stockwerke werden von Schule und Kirchenleitung belegt.

Rund 40 Schülerinnen und Schüler von der ersten Primar- bis zur dritten Sekundarstufe werden derzeit unterrichtet. Ein Drittel sind Adventisten, die sieben Lehrpersonen ebenfalls. Die Mitgliedschaft in der Freikirche ist keine Anstellungsbedingung, sagt der Schulleiter Philipp Boksberger, «aber natürlich bevorzugen wir solche Bewerbungen». Wichtig sei, dass sie «christliche Werte» vermitteln und leben.

Die Freikirche wurde 1863 in den USA gegründet und zählt heute 21 Millionen Mitglieder, knapp 4800 leben in der Schweiz. Die Adventisten glauben an eine baldige Wiederkehr Jesu, feiern den Sabbat als Ruhetag und orientieren sich moralisch am Wort der Bibel. Sie verzichten auf Alkohol, Tabak und Drogen.

Selber «Seich» gemacht

In der Privatschule A bis Z hängen keine Kreuzfixe. In manchen Schulzimmern findet man einen Bibelsatz, zum Beispiel bei Renate Schneider: Wer Gott vertraut, findet bleibendes Glück (Sprüche 16, 20b). Heute Morgen versuchen Schneiders neun Schüler vorerst einmal, Berufe herauszufinden. Die Seklehrerin liest Stichworte vor: «Hornhauthobel, Fuss, Nagelfeile - um welchen Beruf handelt es sich?» Zwei Mädchen schreiben «Kosmetikerin» ins Heft. Zwei Buben witzeln: «Pferdepfleger?» Die Lehrerin lacht.

Dann läutet es zur Pause: keine schrille Glocke, sondern ein sanfter Jingle. Tim (Name geändert), Svenja und Yannick setzen sich im Korridor auf die Fensterbank und plaudern. Die 14-Jährigen haben aus demselben Grund von der



Bibelkunde an der Privatschule A bis Z in Zürich Affoltern: Was ist Freundlichkeit?, sollen sich die Kinder überlegen.



Links: Schulumäuse füttern. Rechts: Der Unterricht beginnt mit einem Gebet.



öffentlichen Schule hierher gewechselt: Sie wurden gemobbt. Tim, ein Schlaks mit blondem Lockenkopf, stammt aus einer adventistischen Familie. Er brachte die ersten Lebensjahre im Ausland, darum haperte es bei ihm anfangs mit dem Deutsch, und er wurde gehänselt. «Ich habe aber auch selber «Seich» gemacht», räumt er ein. Neben ihm sitzt

Yannick. Er trägt einen Seitenscheitel, sein Blick ist hellwach. Yannicks Familie gehört einer anderen evangelischen Freikirche an. Der religiöse Schwerpunkt sagt ihm zu. Und er hebt einen der Vorteile von Privatschulen hervor: «Wir werden sehr gefördert.» Die Grösse macht's möglich: Je nach Stufe sind es maximal 10 bis 15 Kinder. An der Volksschule sind es oft



Geschlechterrollen testen geht nur verbal, da die Kleiderordnung «alles Auffällige und Unsittliche» verbietet.

doppelt so viele oder mehr. Svenja pflichtet Yannick bei: «Meine alte Klasse ist im Franz erst bei Unité 7.» «Echt?», rufen Tim und Yannick im Chor.

Svenjas Familie ist nicht religiös. Wie ist es für sie, das Beten, die Andachten? «Ein paar Sachen sind schon komisch», sagt sie zögerlich, «zum Beispiel dass Adam aus Erde gemacht worden sein soll

und Eva aus einer Rippe von ihm. Dafür gibt es doch gar keine Beweise.» Tim widerspricht ihr heftig: «Doch! Es steht in der Bibel, das ist der Beweis.» Svenja zieht die Augenbrauen hoch: «Wieso sollte denn das ein Beweis sein?»

Neben der konfessionellen Orientierung unterscheidet man sich im Wolfswinkel in einem weiteren Punkt von den öffentlichen Schulen: Sexualkunde. Den Aufklärungsunterricht erteilen schuleigene Lehrpersonen, die eine Ausbildung bei Teenstar absolviert haben. Diese internationale Organisation lehrt unter anderem Enthaltsamkeit vor der Ehe. «In der Kirche teilen wir diese Einstellung», sagt Philipp Boksberger, «und auch in der Schule betonen wir, dass sexuelle Intimität eine stabile Beziehung braucht, um wirklich erfüllend zu sein.» Die Adventisten definieren die Ehe als Gemeinschaft zwischen Mann und Frau - wie geht man mit dem Thema Homosexualität um? «Wir pushen das nicht», sagt Boksberger.

Hier wird nicht geschubst

Bald zieht ein Essensduft durchs Gebäude. Im Parterre befinden sich Küche und Mensa. Es gibt Kartoffeln mit Spiegelei und Spinat. An adventistischen Schulen isst man vegetarisch. «Aus gesundheitlichen Gründen», sagt Philipp Boksberger. Positiver Nebeneffekt: Es kostet weniger. Das jährliche Schulgeld zwischen 16 800 und 19 200 Franken ist vergleichsweise moderat. Mit 55 Schülern wäre man selbsttragend. So viele waren es aber noch nie. Das Defizit übernimmt die Freikirche.

Wir sitzen an einer Tischreihe. Die Lehrpersonen essen mit den Schülern. Boksberger spricht ein Gebet und verteilt die Ämter. Eines davon ist das Stärken von positivem Sozialverhalten. «Gemeint ist nicht aggressives Verhalten und ein respektvoller Umgang», erklärt der Schulleiter. Wer am positivsten auffällt, erhält Ende Woche einen Schoggikäfer. Das heisst, hier wird nicht geschubst, nicht geprügelt. Das Äusserste sind ein paar fliegende Papierkrugel.

Einmal zwackt eine Jugendliche ihrem frechen Tischbarn eins, der duckt sich theatralisch - ein bisschen Geschlechterrollen testen gehört dann doch dazu, aber nur verbal, denn die Kleiderordnung verbietet «alles Auffällige und Unsittliche». Wer sich zu gewagt anzieht, muss sich etwas überziehen. «Für Notfälle haben wir grosse T-Shirts im Lehrerzimmer», sagt Philipp Boksberger und lächelt: «Aber die versuchen alle zu vermeiden.» Das erklärt nun auch, warum eine der Sektorschülerinnen den ganzen Tag ihre Jacke anbehielt.

HELP US TO ORGANISE THE SKY

skyguide

Werde dipl. Flugverkehrsleiter(in) HF, z.B. Tactical Fighter Controller
Bewirb Dich jetzt für die Ausbildung!

Bewerbungen können laufend eingereicht werden.
Nach erfolgreichem Abschluss garantieren wir Dir einen Arbeitsplatz
an einem unserer 14 Standorte in der ganzen Schweiz.

Weitere Informationen:
skyguide.ch/future
work@skyguide.ch



with you, all the way.

Aktuelle Veranstaltungsdaten:
www.skyguide.ch/job-info

Mach doch, was du willst!

Keine Stundenpläne, keine Noten, keine Prüfungen. An der Sudbury-Schule lernen Kinder, wann und was sie wollen. Zum Schluss müssen sie trotzdem Französisch können. So funktioniert eine demokratische Schule. **Von Katharina Bracher**

Als Ben sich für ein Computerspiel entscheidet, ist es Freitagmorgen, gegen zehn Uhr. Im Rest der Schweiz sitzen Gleichaltrige in Schulbänken vor dem Lehrer. Sie lernen, zweistellige Zahlen zu addieren. Verben von anderen Wortarten zu unterscheiden. Sie erfahren, dass man am Anfang des Satzes gross schreibt. Nicht so Ben. Der Knabe sitzt im Untergeschoss eines Schulhauses in kompletter Dunkelheit und spielt «Minecraft». Nur sein Gesicht wird schwach vom Bildschirm erleuchtet. Die Hände gleiten flink über die Tastatur. Ginge es nach dem Regelschulsystem, wäre der Neunjährige ein Drittklässler und sässe im Schulzimmer vor einer Lehrerin, die ihm sagt, welches seine Pflichten und welche Antworten die richtigen sind.

Bloss ist Ben in keiner Klasse. Niemand gibt ihm vor, wie lange er am Computer spielen darf. Er muss keinen Stundenplan befolgen und er muss sich nicht auf Prüfungen vorbereiten. Ben entscheidet selbst, wann er was lernt. Als er heute früh in der Schule angekommen ist, hat er sich in der Anwesenheitsliste eingetragen und sich dann in den Computerraum verabschiedet. Da war kein Erwachsener, schon gar keine Lehrerin, die seine Entscheidung infrage gestellt oder kommentiert hätte. An seiner Schule

macht Ben, was Ben will. Fast immer jedenfalls.

Der pädagogische Ursprung von Bens Schule im basellandschaftlichen Arlesheim geht auf das Jahr 1968 zurück. Begründet wurde er von Daniel Greenberg, Professor der Physik an der Universität Columbia in New York, und dessen Ehefrau Hanna. Das Paar stellte das Regelschulsystem auf den Kopf, das damals aus Frontalunterricht im autoritären Stil

Jeder ist für seine Bildung selbst verantwortlich, besagt das Sudbury-Prinzip. Ein Schüler spielt «Minecraft» im Computerraum in Arlesheim.



bestand. Heute existieren vierzig Schulen weltweit, die nach dem Sudbury-Prinzip, benannt nach dem Standort von Greenbergs erster Schule, unterrichten. Die bildungsphilosophische Prämisse: Jeder ist für seine eigene Bildung selbst verantwortlich. Genauso wenig, wie die Gesellschaft einem Kleinkind Unterricht erteile, wie man krabbeln oder den ersten Schritt mache, so Greenberg, genauso wenig müsse man Kinder mit Gleichaltrigen in ein Zimmer sperren, um ihnen unter Zwang etwas beizubringen.

Ehrgeiz wecken

«Wir gehen davon aus, dass Kinder und Jugendliche von Natur aus neugierig sind, die Welt verstehen und sich in ihr zurechtfinden wollen», erklärt Brigitte Wechsler, Leiterin der demokratischen Schule Fokus. Zusammen mit ihrem Mann Martin Wechsler, einem Unternehmer aus der Sozialversicherungsbranche, gründete sie die nach dem Sudbury-Prinzip geführte Schule vor sechs Jahren. Im Frühjahr zogen sie in ein eigens gebautes Schulhaus. Dort gibt es für alle Fächer ein Zimmer: Mathematik, Naturwissenschaften, Sprachen, ein Chemie- und Physiklabor, einen Werk- und Gestaltungsraum.

Lehrer zeigen den Kindern auf Wunsch, was es in den verschiedenen Bereichen zu entdecken und zu lernen gibt, und die Schüler können sich freiwillig für Kurse einschreiben. «Bei uns



Die Gesellschaft erteilt Kleinkindern ja auch keinen Unterricht, wie man krabbeln oder gehen lernt.

Interview

«Eine Art Abstimmung mit den Füßen»

Bildungsforscher Stefan Wolter über den Zulauf zu den Privatschulen und deren Qualität im Vergleich zur Volksschule.

Von René Donzé

NZZ am Sonntag: Eine These: In der Schweiz sind Privatschulen überflüssig.

Stefan Wolter: Die Privatschulen würden diese These sicher nicht unterschreiben.

Natürlich nicht. Aber was sagen Sie als Bildungsforscher?

Angesichts der guten Qualität der öffentlichen Schulen würde es die Privatschulen nicht brauchen. Doch wenn man das Bedürfnis der Bevölkerung betrachtet, dann braucht es sie, sonst hätten sie nicht einen derartigen Zulauf.

Warum ist das so?

Weil sich die Staatsschule an der Mehrheit orientieren muss. Sie kann nicht auf alle individuellen Wünsche eingehen. Es gibt aber Eltern, die für ihre Kinder das Besondere wollen: eine Schule mit einer ideologischen oder religiösen Ausrichtung, eine mit weniger Leistungs- und Selektionsdruck oder besserer Förderung. Und einigen wenigen Eltern ist die öffentliche Schule nicht gut genug.

Sinkt die Qualität der öffentlichen Schule oder steigen die Ansprüche der Eltern?
Unsere Volksschule ist top, es sind

Stefan Wolter



Stefan Wolter ist Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung. Er hat Nationalökonomie und Psychologie an der Universität Bern studiert und ist Titularprofessor für Bildungsökonomie an der Universität Bern.

die Eltern, die etwas anderes oder noch mehr wollen.

Warum engagieren Sie sich dann selber als Mitglied im Patronatskomitee einer Zürcher Eliteschule, wo das Schulgeld 27 000 Franken im Jahr beträgt?

Es geht beim Cantaleum nicht um eine Elite oder Eliteförderung, sondern um die Berücksichtigung von besonderen musischen Talenten und Präferenzen, die in der Regelschule für gewisse Kinder zu kurz kommen oder sich schwer mit dem Stundenplan vereinbaren lassen. Für sportlich begabte oder interessierte Kinder offerieren Staatsschulen häufig öffentliche Angebote, bei musischen Neigungen ist dies weniger der Fall. Manchmal haben es musisch interessierte Kinder auch schwer, weil sie wegen ihrer Interessen von Mitschülern belächelt oder gar gemobbt werden. Aber wiederum: Die Eltern sind frei, das heisst, sie würden das Angebot sicherlich nicht wählen, wenn sie glaubten, in der öffentlichen Schule das gleiche Angebot zu erhalten.

Dann ist es also nicht weit her mit der integrativen Kraft der Volksschule?
Für solche Fälle ist das nicht immer

möglich. Gerade musisch Begabte haben es oft schwer, das sieht man auch in vielen Künstlerbiografien. Die öffentliche Schule kann nicht jedes Talent fördern. Ein Teil ist auch private Aufgabe. Das machen ja auch viele Eltern mit Kindern in der öffentlichen Schule, indem sie sie etwa in den Musikunterricht oder ins Sporttraining schicken.

Also braucht es Privatschulen doch.

So gesehen schon. Sie sind Nischen für besondere Bedürfnisse. Sie sind Laboratorien und teilweise Innovations-treiber für die öffentliche Schule. Privatschulen müssen Trends früher aufnehmen, sonst fehlt ihnen das Publikum. Und wenn der Trend auf ein allgemeines Bedürfnis stösst, dann zieht später die Volksschule nach - das war etwa beim Frühenglisch so. Eltern zeigen mit ihrer Wahl der Privatschule auch, was sie sich von einer Schule wünschen, das ist eine Art Abstimmung mit den Füßen - man geht, wenn es einem nicht passt.

Der Leidensdruck muss hoch sein, denn es gibt immer mehr Privatschulen.

Es ist tatsächlich so, dass schon ein gröberes Problem bestehen muss, wenn Eltern bereit sind, eine private Schulung



FOTOS: MIRIAM KÜNZLI

unterrichten Lehrer nicht, sie begleiten den Lernprozess», erklärt Wechsler. Die wichtigsten Grundpfeiler des Sudbury-Prinzips sind jedoch die demokratischen Prozesse und die Altersdurchmischung. Beides soll Eigenverantwortung und den Gemeinschaftssinn fördern. Und so muss Ben, der im Keller des Schulhauses am Computer sitzt, mindestens einen Programmpunkt an diesem Tag einhalten: den Schulrat. Das ist das Parlament und damit das Herzstück der Schule, die sich selbst eine Verfassung und ein Rechts-

system mit Gesetzen und einer gerichtlichen Instanz gegeben hat. Im Rechtskomitee wird über Beschwerden geurteilt, die Schüler schriftlich einreichen.

Der Schulrat tagt oben im Aufenthaltsraum, wo in der Regel auch zu Mittag gegessen wird. Den Vorsitz hat der vierzehnjährige Benedict Dübi. Seit zweieinhalb Jahren leitet er die Sitzungen, wobei er jedes Jahr erneut kandidieren muss. Zu seinen Pflichten gehört es, die Diskussion in geordneten Bahnen zu halten, Votanten das Wort zu erteilen oder zur

Ordnung zu rufen. Jetzt gerade muss er den Besitzer einer Unterhose ausfindig machen. «Wem gehört das hier?» Mit spitzen Fingern hält er ein Stück zerknittertes Textil in der Farbe Superman-Blau hoch. Die Kinder kichern.

«Die Staatsschule war nichts für mich», erklärt Benedict in der Mittagspause. Er steht vor dem Pizzeriaofen und schiebt die von den Kindern selbstbelegten Teig-Räder in die Hitze. Er sei von seinen Mitschülern nicht akzeptiert worden. Die Lehrer seien überfordert gewe-

Altersdurchmischung und Mitbestimmung sind die Grundprinzipien von Sudbury-Schulen. Im Malatelier der demokratischen Schule in Arlesheim.

sen mit seiner Wildheit. «Es lag nicht an den Lehrern, die haben es gut gemeint», ergänzt Benedicts Mutter Sandra Corbellini, die daneben sitzt. Sie ist über Mittag zu Besuch - Eltern sind hier jederzeit willkommen. Ihr Sohn sei in einem System gefangen gewesen, das ihn daran gehindert habe, auf eigene Art und im eigenen Tempo sein Potenzial zu entfalten. Aggressionen und Ausraster seien die Folge gewesen. Benedict musste von einem Tag auf den anderen von der Schule genommen werden. «Praktisch ab dem ersten Tag hier in der demokratischen Schule verschwanden seine Wutanfälle», sagt Corbellini. Anfangs habe er nur mit den kleineren Kindern gespielt, Tage und Wochen lang. «In der Zeit habe ich ihn das erste Mal seit einer halben Ewigkeit wieder lachen gehört», erinnert sich die Mutter. Zu vertrauen sei anfangs schwierig gewesen. «Wir haben ja nicht gewusst, was er hier den ganzen Tag macht.» Wer seine Kinder in eine Sudbury-Schule schickt, muss diese Unsicherheit aushalten können. «Sudbury ist nicht für jedes Kind geeignet», erklärt Wechsler. Eltern, die für ihr Kind einen Schonraum suchten, müssten sich nochmals überlegen, ob die demokratische Schule das Richtige sei. «Selbstverantwortung ist eine anspruchsvolle Aufgabe», sagt Wechsler.

Den Behörden nicht geheuer

In Bayern wurde im letzten Jahr eine Sudbury-Schule geschlossen, denn den deutschen Schulbehörden war die Autonomie der Schüler, die sie bei Kontrollen antraten, nicht geheuer. «Wir haben das Modell auf die Schweizer Rahmenbedingungen angepasst», sagt Schulleiterin Wechsler. «Demokratie zwischen Erwachsenen und Kindern verstehen wir asymmetrisch.» Wichtige Entscheidungen wie Schulausschluss und Personalfragen würden die Erwachsenen fällen. Das Volksschulamt Basel-Land hält fest, dass die demokratische Schule in Arlesheim genau wie alle anderen Privatschulen den Lehrplan erfüllen müsse und alle vier Jahre kontrolliert werde. Beim Übertritt in höhere Schulstufen müssen die Schüler Online-Tests absolvieren, um zu belegen, dass sie den stufenbezogenen Schulstoff beherrschen. Die vier ersten Abgänger der demokratischen Schule, sagt Wechsler, hätten ohne Probleme den Übertritt in weiterführende Schulen oder in die Berufslehre geschafft.

Und so muss Benedict, der vierzehnjährige Vorsitzende des Schulrats, zum Schluss wohl doch noch die Erfahrung machen, unter Zwang und Zeitdruck lernen zu müssen. Um Französisch hat er bis jetzt nämlich einen grossen Bogen gemacht. Spätestens wenn er eine Lehrstelle sucht, kommt er nicht darum herum, einmal ein Französisch-Lehrmittel in die Hände zu nehmen.

zu finanzieren. Aber von einem Wachstum automatisch auf einen hohen Leistungsdruck zu schliessen, wäre zu kurz gegriffen, weil es darauf ankommt, welcher Schultyp wächst.

Welche Schulen wachsen vor allem?

Darüber gibt es leider keine aussagekräftige Statistik. Was wir sehen, ist, dass in jenen Regionen am meisten Kinder in die Privatschule gehen, wo es viele ausländische Eltern mit Hochschulabschluss hat. Die neue Einwanderung hat die Nachfrage erhöht.

Warum ist das so?

Für viele Expats ist klar, dass ihr Kind später studieren soll; die Berufsbildung, wie wir sie in der Schweiz kennen, ist ihnen fremd. Sie verstehen nicht, dass in der Schweiz nur gut zwanzig Prozent der Kinder eine gymnasiale Matur machen. Ihr Kind soll unbedingt ins Gymnasium, auch wenn es nicht zu den besten zwanzig Prozent gehört. Sie befürchten sonst den sozialen Abstieg und Nachteile auf dem Arbeitsmarkt.

Heisst das, dass sich mit genügend Geld der Abschluss kaufen lässt?

Das kann man so nicht pauschal

sagen. Viele Schulen verkaufen ja nicht Erfolg, sondern ein pädagogisches Konzept, weltanschauliche Ideen, Begabtenförderung und vieles mehr. Es ist aber schon so, dass in gewissen privaten Schulen Abschlüsse leichter zu erlangen sind als in öffentlichen Schulen. Das ist natürlich ein heikles Thema, das keine Schule so bestätigen würde. Sagen wir es einmal so: Ein Teil der Privatschulen löst die Ansprüche der Eltern nicht durch bessere Förderung der Kinder ein, sondern durch tiefere Ansprüche. Das ist auch ein Geschäftsfeld.

Sind wir auf dem Weg zu einer Zweiklassengesellschaft?



Manche Privatschulen lösen Ansprüche der Eltern nicht durch Förderung, sondern durch tiefere Ansprüche.

Davon sind wir weit entfernt. Und wir werden es auch bleiben, solange die Qualität der Volksschule so hoch bleibt, wie sie ist. Alle erhalten bei uns eine gute Schulbildung, ungeachtet von Status und Einkommen der Eltern. Im Ausland sieht das anders aus, etwa in Schwellenländern, in den USA oder in England.

Sie sagten, die Volksschule könne nicht jedes Talent fördern. Aber um jedes Defizit kümmern kann sie dann schon. Wie geht das zusammen?

Dafür muss sie zuständig sein, weil sonst die Gesellschaft früher oder später ohnehin einspringen muss. Die öffentliche Schule sollte Probleme möglichst früh minimieren. Wenn jemand als Erwachsener nicht für sich sorgen kann, kommt das die Gesellschaft viel teurer zu stehen. Die Vorstellung, dass die Hilfe für die Schwachen zulasten der Starken gehe, ist übrigens wissenschaftlich hinlänglich widerlegt.

Gewisse Eltern nehmen aber ihre Kinder aus der Volksschule mit dem Argument, das Niveau sei tief, viele Kinder lernten nicht einmal richtig Deutsch.

Es gibt sicher Eltern, die ein Ventil suchen, wenn ihr Kind in ein sogenannt

schwieriges Schulhaus muss. Dazu brauchen sie aber keine Privatschule, sondern sie ziehen an einen Ort, an dem sie sich ein besseres Umfeld für ihre Kinder erhoffen. Mit dieser geografischen Segregation - und weil es keine freie Schulwahl gibt - schaffen sich reichere Leute somit praktisch ihre öffentliche Privatschule. Studien im Ausland bestätigen diesen Trend; etwa in Singapur, wo die Preise für Wohnungen im gleichen Wohnblock enorm variieren, je nach Schulkreis, dem sie zugewiesen sind.

Ist das Niveau der Privatschulen höher oder tiefer als in der öffentlichen Schule?

Das ist schwierig zu sagen, weil es dazu keine Studien gibt in der Schweiz.

Was sagen die Resultate der Pisa-Studien?

Privatschüler schneiden zwar in den Pisa-Studien besser ab als der Durchschnitt. Doch dieser Unterschied ist nicht kausal und lässt somit nicht auf die Qualität schliessen. Vielmehr kommen die meisten Privatschüler aus gutsituierten, bildungsnahen Familien und erzielen deshalb die besseren Resultate als der Durchschnitt der

Volksschüler. Werden diese Effekte berücksichtigt, dann kehrt sich der Effekt ins Negative. Mit anderen Worten: Wenn man die gleichen Parameter berücksichtigt, also gleicher Bildungsstand und sozioökonomischer Status der Eltern, dann schneiden Privatschüler meist schlechter ab.

Privatschulen sind homogener, die guten Schüler werden nicht durch schlechte gebremst, das ist doch ein Vorteil.

Diese Meinung ist zwar verbreitet, aber falsch. Die Forschung zeigt, dass Topschüler top bleiben, wenn sie mit einigen schlechten zusammen zur Schule gehen. Sie werden aber schlechter, wenn sie unter sich bleiben.

Warum das?

Wenn sehr gute Schüler sich plötzlich mit noch besseren messen müssen, dann lassen einige im Ehrgeiz nach. Sie werden durch den Umstand, nicht mehr die besten zu sein, entmutigt. Hingegen hat eine heterogene Klasse den Vorteil, dass die Kinder verschiedene Referenzpunkte haben, bessere und schlechtere Niveaus, an denen sie sich orientieren können. Das kann in homogenen Privatschulen fehlen.

Im Smoking an die Schülerparty

Unser Autor kann auf eine beachtliche Laufbahn als Schüler von Privatschulen und Internaten zurückblicken. Am besten gefiel ihm selbstorganisiertes Lernen.

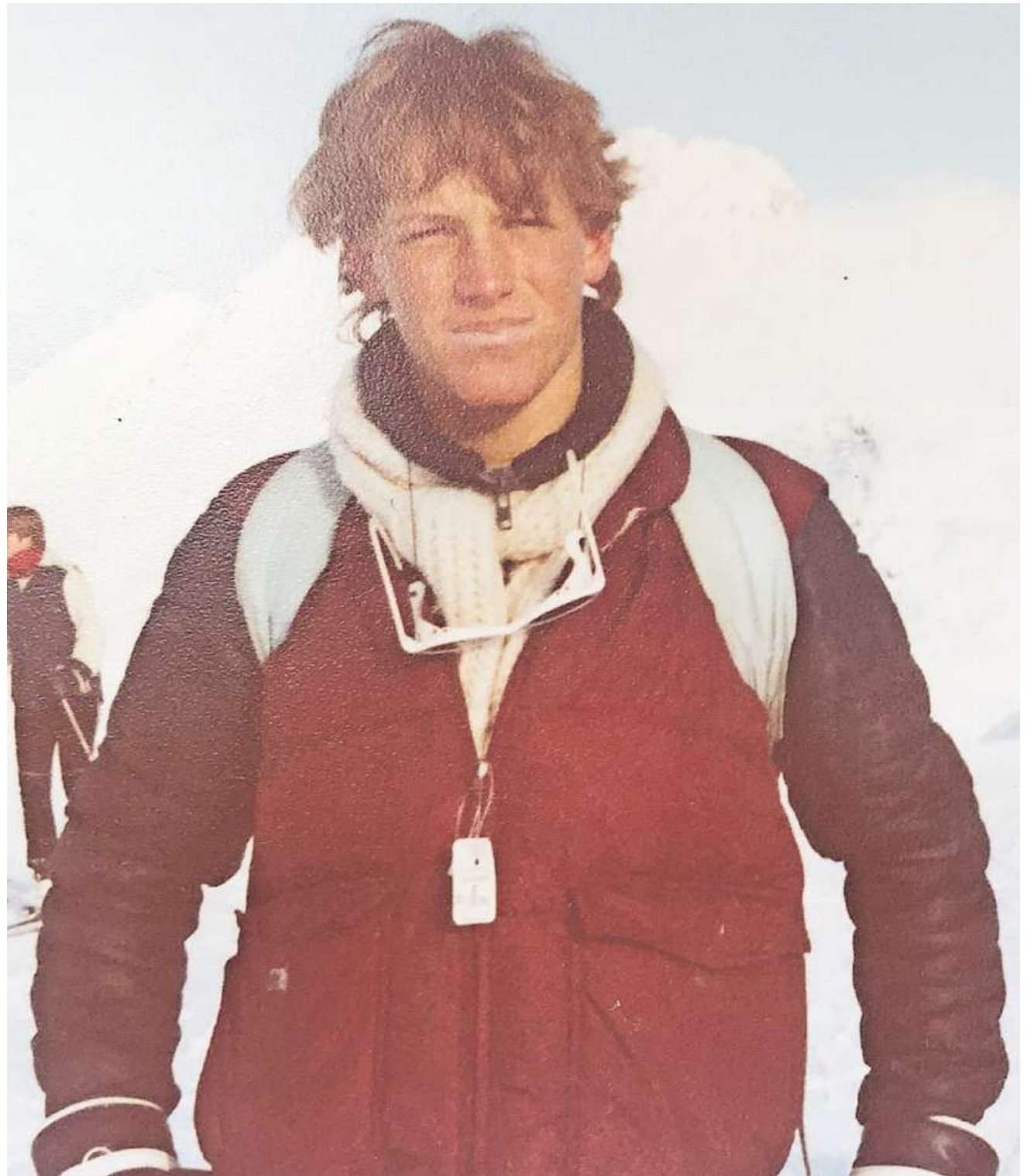
Von Christoph Zürcher

Die Redaktion hat mich gebeten, über meine Erfahrung als Privatschüler zu schreiben. Ich habe meine Gymi-Zeit, anders als die meisten Schweizer Schüler, nicht an einer öffentlichen Schule, sondern in privaten Institutionen verbracht, einige, wie man so sagt, exklusiver Art. Wir Journalisten ticken ja eher egalitär. Ich vermute, die Kollegen hoffen von mir Negatives über Privatschulen zu vernehmen. Dass ich ein Problemschüler war hat die Runde gemacht. Aber ich muss sie enttäuschen. So viel Negatives fällt mir zu meiner Privatschulzeit nicht ein.

Zuerst einmal hätte ich ohne die Option Privatschule wohl kaum eine Matura gemacht. Am öffentlichen Gymnasium war bei mir schon nach der Probezeit Schluss. Die Diagnose schob den Grund dafür gnädigerweise nicht auf mangelnde Intelligenz, sondern auf schwierige familiäre Umstände, weshalb die Lösung in einem Internat gesehen wurde, in meinem Fall in Davos. Dort gefiel es mir soweit gut. Klar, es gab den einen oder anderen sadistischen Lehrer, aber den gibt es sicher auch an öffentlichen Schulen. Aber vor allem gab es das Skifahren und noch spannender, Mädchen in demselben Internat. Davos, das waren Sport und Sozialleben. Ich weiss nicht, an was es lag, vielleicht an der gesunden Luft. Aber einige Jahre gelang es dem Zögling,

alle Verlockungen mit den schulischen Anforderungen in Einklang zu bringen – dann aber nicht mehr.

Nächste Station war ein privates Gymnasium in Zürich, dort gefiel es mir weniger. Auf das Selbstvertrauen drückte hier auch der verschärfte Statuskampf. Sicher, in Davos kamen die Schüler auch nicht aus ärmlichen Verhältnissen. Einmal teilte ich mir das Zimmer mit einem, der sich als DJ sah, neben seinem Bett stand eine 10 000-Franken-Anlage, ein Geburtstagsgeschenk, auf der er das Musik-Mixen übte. Aber es gab eine soziale Durchmischung, Davoser Einheimische waren in der Überzahl. Anders im Privat-Gymi in Zürich, hier waren reiche Kids unter sich. Die Schüler schmissen in den Villen der Eltern Feste, bei denen der Dresscode oft «black tie» war. Ich glaube, ausser mir hatten alle einen Smoking. H&M gab es noch nicht. Die Miet-Smokings waren vom Schnitt her aus der Mode, glänzten billig und rochen nach gebraucht. Auch schulisch war es in Zürich fordernder als in Davos. Zusammen mit dem Kampf ums soziale Überleben jedenfalls zu anspruchsvoll für mich. Der Episode in Zürich folgte daher noch eine, diesmal am Bodensee. Das Internat war eine herrschaftliche Villa am Waldrand mit französisch angelegtem Garten und einer Zufahrt durch eine Kastanienallee. Pädagogisch hatte das Institut aber wenig Traditionelles an sich, man tendierte diesbezüglich klar



Am Internat in Davos gefielen ihm die Mädchen und das Skifahren. Der Autor als Jugendlerner.



Klar, es gab den einen oder anderen sadistischen Lehrer, aber den gibt es auch an öffentlichen Schulen.

in die progressive Richtung. Es gab nur ein Dutzend Schüler. Das Konzept war, dass jeder individuell lernt und Lehrer nur beizieht, wenn er nicht weiter kommt. Und oh Wunder, am Bodensee wurde aus mir, ich übertreibe wirklich nicht, ein guter Schüler.

Die mir schmeichelnde Erklärung dafür wäre, dass mein Versagen vorher einfach darauf beruhte, dass mir der Challenge fehlte, der das Lernen auf die

eidgenössische Matur, bei der es keine Vornoten gibt, durchaus darstellt. Realistischer ist aber, dass in der Ostschweizer Abgeschlossenheit das Lernen, sogar Mathematik, das Einzige war, um nicht vor Langeweile zu sterben.

Ich kann aus meiner Erfahrung Privatschulen durchaus empfehlen. Vor allem wenn sie so privat sind, dass das Leben dem Lernen nicht mehr in die Quere kommt.



#1 EMBA in the world on Career Development

The Economist Ranking July 2018

Join us for our next online event on
Thursday evening, December 13, 2018

REGISTER NOW
link.imd.org/online

or call +41 21 618 08 88
imd.org/emba


IMD
REAL LEARNING. REAL IMPACT

Alles unter Kontrolle?

Den grössten Zuwachs an Privatschulen erfährt seit Jahren der Kanton Zürich. Entsprechend streng ist die Aufsicht geregelt. **Von René Donzé**

Über 160 Privatschulen gibt es im Kanton Zürich, damit liegt die Wirtschaftsmetropole an der Spitze aller Kantone. Mehr als die Hälfte von ihnen wurde in den letzten zwanzig Jahren gegründet. Dabei gehört der Kanton Zürich zu jenen Kantonen mit den strengsten gesetzlichen Bestimmungen, was Privatschulen anbelangt. Waren früher die Schulgemeinden für Bewilligungen und Aufsicht zuständig, liegt die Hoheit seit 13 Jahren beim Volksschulamt. «Privatschulen sind zwar eine willkommene Ergänzung zur öffentlichen Schule», sagt Brigitte Mühlemann, stellvertretende Leiterin des Volksschulamts. «Doch sie müssen jederzeit den Anschluss an die Volksschule gewährleisten.» Schülerinnen und Schüler dürfen beim Übertritt vom privaten ins öffentliche Bildungssystem keine Nachteile haben.

Drei Auflagen pro Jahr

Ein ehrgeiziges Ziel, das bereits bei der Bewilligung einer neuen Schule im Zentrum steht. Erstens müssen alle Lehrerinnen und Lehrer ein von der Erziehungsdirektorenkonferenz anerkanntes Diplom vorweisen, zweitens müssen die Räumlichkeiten den Schulbaurichtlinien entsprechen, und drittens müssen die Stundenpläne so gestaltet sein, dass genügend Lektionen in den Fächern des kantonalen Lehrplans angeboten werden. «Die Schulen dürfen zwar eigene Schwerpunkte setzen, doch müssen alle Fächer unterrichtet werden, die im Lehrplan vorgegeben sind», sagt Mühlemann. Der Umfang muss je Fach mindestens zwei Drittel der im Lehrplan festgesetzten Lektionen entsprechen. Für Bewegung und Sport gilt die Vorgabe des Bundes von drei Lektionen je Woche.

Die bewilligten Schulen werden eng begleitet. Alle zwei Jahre begutachten Fachleute den Unterricht und führen Gespräche mit Schulleitung und Lehrkräften. In den Zwischenjahren haben die Schulen einen ausführlichen Bericht abzuliefern. «Im Zentrum steht die Frage, ob der Unterricht altersgemäss ist und die Lernziele erreicht werden können», sagt Mühlemann. Die Meinung der Experten würden von den Schulen meist sehr geschätzt. Im Zweifelsfall wird eine externe Beurteilung veranlasst.

Verbindliche Auflagen wurden bis heute erst 30 verfügt, also etwa drei pro Jahr. Am häufigsten betrifft sie die Qualifikation des Lehrpersonals - der Lehrermangel macht auch den Privatschulen zu schaffen. So haben von den 1380 Privat-



Drei Sportlektionen pro Woche schreibt der Bund für alle Schulen vor. Körbe werfen am Privatgymnasium Dr. Buchmann in Zürich.



Der Kanton akzeptiert Schulen mit religiösen Schwerpunkten – eigentliche religiöse Schulen sind verboten.

schullehrerinnen und -lehrern im Kanton Zürich derzeit 170 noch kein anerkanntes Diplom. An zweiter Stelle der Auflagen steht der Umfang der vom Lehrplan vorgegebenen Lektionen. Bekannt ist der Fall jüdischer Schulen, die zwar Hebräisch unterrichteten aber kein Französisch und Englisch. Sie mussten ihre Stunden-tafel anpassen und werden nochmals überprüft. Zu Auflagen kommt es manchmal auch wegen Überbelegung der Unterrichtsräume.

Eine Bewilligung entziehen musste das Amt erst einmal: Dabei handelte es sich um eine Schule in finanziellen

Schwierigkeiten. Die Lehrer erhielten keine Löhne mehr und blieben dem Unterricht fern.

Hohe Erwartung für viel Geld

Erst gar nicht bewilligt wurde ein geplanter islamischer Kindergarten in Volketswil des Vereins al-Huda. Zwar akzeptiert der Kanton Schulen mit religiösen Schwerpunkten, doch eigentliche religiöse Schulen sind verboten. Das Bundesgericht hat dies vor zwei Jahren bestätigt. «Schulen sollen den Kindern eine gesunde geistige, körperliche und seelische Entwicklung ermöglichen», sagt

Mühlemann. «Dazu gehört auch, dass sie sich mit Themen ausserhalb ihres Kulturkreises auseinandersetzen.»

Die relativ tiefe Zahl an Beanstandungen führt Mühlemann darauf zurück, dass die Schulen im eigenen Interesse eine hohe Unterrichtsqualität anbieten. «Die Eltern bezahlen meist viel Geld für die private Schulung und erwarten dafür auch eine gute Leistung.» Stimmt diese nicht, sind die Kunden schnell wieder weg. Im Gegensatz zur Volksschule spielt bei den Privaten der Markt eine mindestens ebenso wichtige Rolle wie die staatliche Aufsicht.

FFHS
Fernfachhochschule Schweiz
Mitglied der SUPSI

Studiere zeit- und ortsunabhängig.
ffhs.ch

Deine Karriere. Dein Studium.

flexibel. berufsbegleitend. digital.

Als einzige Schweizer Fachhochschule bietet die FFHS die Möglichkeit, grösstenteils orts- und zeitunabhängig zu studieren. Unser Studienmodell kombiniert Face-to-Face-Unterricht mit E-Learning – DIE Alternative für Berufstätige und alle, die flexibel bleiben möchten.

Bachelor, Master und Weiterbildungen in

Wirtschaft
Informatik
Engineering
Gesundheit
E-Didaktik

Zürich | Basel | Bern | Brig